

Auf den Abend, an dem es galt, den oder die Preisträger unseres Kunstpreises zu ermitteln, haben sich wohl alle Mitglieder der Jury besonders gefreut - aber es waren sich auch alle der Verantwortung bewusst, die dieses Unterfangen mit sich bringt. Einen Kunstpreis auszuloben ist eine große Sache für ein kleines Museum. Aber wer wären wir, wenn wir nicht nach den Sternen greifen würden - und wo wären wir, wenn wir das nicht immer schon getan hätten. Mit dem Kunstpreis des Stadtmuseums Hüfingen wollten wir weder in Konkurrenz zu etablierten Preisen treten, noch uns als große Gönner profilieren und genauso wenig hätten wir ihn als Impuls gebraucht, diese Ausstellung durchzuführen. Was wir damit wollten und wollen, ist schnell gesagt. Bildenden Künstlern eine kleine finanzielle Unterstützung ihrer Arbeit zukommen zu lassen, ist nie verkehrt, aber in erster Linie steht etwas anderes im Vordergrund, das sich mit Geld allein trotz allem niemals aufwarten lässt: ehrliche und aufrichtige Anerkennung.

Wie Preisträger ermittelt werden, kommt einem als Künstler nicht selten suspekt vor, die Vorgehensweise undurchsichtig, die Begründung kryptisch. All das wollten wir nicht und somit gab es auch weder geheime Stimmabgaben, noch erzwungene Einstimmigkeit und erst recht keinen Anspruch darauf, allen alles recht zu machen. Als wir uns nun also an besagtem Abend im August trafen gab es vorrangig eines: ein Gespräch. Ein gemeinsames Diskutieren, Hinterfragen und Abwägen der Favoriten. Ein Benennen, Erkennen und Verstehen, Einfühlen und Hineindenken, gar nicht so unähnlich dem Arbeitsprozess, der den Künstler selbst zu seiner Arbeit gelangen lässt. Erstaunt und in der Qualität der gesamten Ausstellung bestätigt fühlten wir uns darin, dass nach der ersten Jurierungsrunde die Hälfte der Namen der Ausstellenden an der Tafel stand - und wir ohne weiteres hätten 21 Preise vergeben können. Am Ende des Abends waren es dank eines beinahe eurovisionswürdigen Punktevergabesystems noch vier Namen, die wir auf Basis der Stimmenanzahl in einen ersten, einen zweiten und zwei stimmengleiche dritte Preise gruppierten. Es ist mir eine Freude, dass ich Ihnen heute die Preisträger und die Begründung der Jury mitteilen darf. Jede Freude aber ist immer auch mit einem Anteil Wehmut, vielleicht sogar Traurigkeit, verbunden, weil es nicht möglich ist, eine Person hervorzuheben, ohne dadurch eine andere zu übergehen. Ich möchte an dieser Stelle aber noch einmal klar feststellen, dass allen an der Ausstellung beteiligten Künstlerinnen und Künstlern unser Respekt und Dank gilt. Gemeinsam haben wir einen Wunsch verwirklicht.

Bevor wir nun direkt zur Tat schreiten, möchte ich auch noch einmal den Sponsoren unseres Kunstpreises danken: der ArtRegio-Kunstförderung, insbesondere Herrn Dr. Rolf Luhn, und dem Förderkreis Stadtmuseum Hüfingen e. V., unter der mehr als engagierten Leitung von Joachim Seidel. Ein weiterer großer Dank gilt meinen Mitjuroren Ralf Breuninger, Günter Fohmann, Stefan Kees und Peter Müller für die wunderbare Zusammenarbeit und den spannenden und erhellenden Austausch.

„Vom Abbild zum Sinnbild“ - **Hilde Bauer** präsentiert uns ein Archiv des möglicherweise Realen, reichhaltig Utopischen, absolut oder relativ Wünschenswerten, realistischen und unerfüllbaren Träumen, von Zukunfts- und Erinnerungspotentialen.

„Griechische Kunst“ und „Wasserstoff“ lesen wir auf den Schildchen unter den minutiös aufgereihten Konglomeraten aus Dias, Schaumstoff und Plastikboxen, ebenso wie „außerirdisches Leben“, „meine Ausstellung im MoMa“ oder „glückliche Tage“. Was auf den Dias zu sehen ist, entzieht die Künstlerin unserer Sicht und bringt dadurch unser Denken in Höchstleistung. Die griechische Kunst kann wohl plausibel auf den Dias vorhanden sein, doch das außerirdische Leben? Macht uns die Künstlerin augenzwinkernd Nichtexistentes glauben oder ist etwas wahr, sobald es gedacht werden kann? Visualisiert wird, was wir nicht sehen - nämlich von uns selbst, aller Wahrscheinlichkeit auch von jedem auf seine eigene Art - und addiert sich zu der bereits formal außerordentlich spannenden, zugleich Malerei, Zeichnung, Objekt und Installation vereinenden Arbeit hinzu. Real-, Bedeutungs- und Möglichkeitsraum verschwimmen, mannigfaltige strukturelle und inhaltliche Handlungsstränge werden verknüpft und zu einem außerordentlich dichten, vielschichtigen und tiefgründigen Werk verwoben.

Subtil und leise, mit minimalistischen Mitteln, archaischer Geste und mutiger Kompromisslosigkeit führt uns **Maria Jasper** in ihrer Arbeit „Wittgenstein § 616“, vielleicht ohne, dass wir es zunächst bemerken, direkt zum Kern des großen Ganzen.

Mit Hilfe der einfachen, unpräzisen Kreisform, der reduziertesten, ursprünglichsten aller Formen, die vielleicht vielen Betrachtern ein unwirsches „Das kann ich auch“ entlockt, thematisiert sie die wesentlichsten Prozesse des künstlerischen Schaffens, aber auch des Lebens selbst - das Wünschen und das Wollen, das Bild, das immer anders wird, als wir eigentlich erwartet und geplant hatten, die Dinge, die stets anders kommen als sie sollten. Was können wir entscheiden, worüber können wir verfügen? Oder ist alles, was bleibt, zu wünschen?

Die Wahl der Waffen obliegt uns, die Entscheidung, ob wir eine Feder oder einen Zweig in die Tuschel tauchen bereitet den Weg für einen möglichen Ausgang oder einen weiteren Schritt auf dem Weg vom Wunsch zum Wollen - oder Tun. Den Zufall zu steuern und zugleich mit dem Nichtsteuerbaren zu arbeiten, es anzunehmen und weiterzuentwickeln - Geschehendes geschehen zu lassen - bringt Maria Jasper in ihrer Serie aus fünf lebendig unperfekten, wunderbar widerspenstigen Zeichnungen auf den Punkt.

Formal ausgeklügelt, aber weder zu streng noch zu locker, monumental und zugleich innerhalb der Kernform beinahe tänzerisch präsentiert **Peter Gramming** die kompromisslose Ziellandung einer dreidimensionalen Bildkomposition. Umschreitbar, allansichtig greift das Modulsystem aus Pappkartons in den Raum. Skulptural betont durch die straffe, Halt und Balance zu gebende scheinende Folie, zeigt jede Seite, jede Schachtel der „Die Beschaffenheit der Wünsche oder 'Hohlräume'“ betitelten Arbeit ihre eigenen Charakteristika. Beschriftungen, Aufkleber, bunte Drucke und Signets, Markierungen, Klebebänder, Knicke, Dellen und mannigfaltige Verformungen - ein Karton hat eine Geschichte, einen Lebensweg. Ging durch viele Hände und beherbergte viele Inhalte. Was darauf steht, ist nicht zwangsläufig, was sich darin verborgen hat. Was war darin? Sind sie jetzt leer? Wir wissen es weder, noch lässt es sich konkret erraten. Peter Gramming hält uns mit seiner Arbeit einen Spiegel vor - waren die Wünsche nicht elementarer, als sie noch Wünsche waren, noch nicht real, noch nicht greifbar? Ist nicht das Potential, das einem Paket innewohnt, bevor wir es öffnen unwiderstehlicher als es ein enthüllter Gegenstand jemals sein könnte? Die Fülle der angehäuften Pakete lässt uns jedoch nicht allein ins Schwärmen ob der Möglichkeiten kommen - sie transportiert auch den sanften Fingerzeig, dass viel, insbesondere an Materiellem, manchmal auch zu viel sein und sich die ideelle Qualität eines Wunsches meist zwischen Zeilen, zwischen Tönen, zwischen den Ritzen eines Paketstapels oder in einem leeren Pappkarton finden lässt.

„Morgen früh, wenn Gott will...“ liest man diesen Satz, eingestickt mit rotem Faden in einen weisen Kopfkissenbezug, der ein schweres Betonkissen einhüllt, drängen sich unmittelbar synästhetische Erinnerungen an die eigene Kindheit auf, die eingängige Melodie der Brahms'schen Vertonung des Gedichtes aus dem 19. Jahrhundert, gerne vorgetragen von Eltern und Großeltern, den Waschmittelgeruch der Bettwäsche, die Dunkelheit. Ein betonschwerer Satz, ein tiefgründiger Gedanke. Besorgnis, Ausgeliefertsein, eine existenzielle Angst kann ebenso in diesen Worten gelesen werden wie Vertrauen auf Gott, das Schicksal oder wie wir es auch nennen mögen und in eine hoffnungsvolle Zukunft. Gibt es einen ursprünglicheren, drängenderen, verbindenderen Wunsch als am Leben zu bleiben? Ein um Essenz und Wesen der menschlichen Existenz kreisendes Gedankenkarussell, ausgelöst durch ein schlicht, fast asketisch am Boden liegendes Kissen, das eigentlich kein Kissen ist, sondern eine gattungsüberspannende Arbeit, die sich plastisch, zeichnerisch, skulptural über die längst in Frage gestellten Zuordnungen hinwegsetzt.

Dieser Dichte und Vehemenz setzt **Eva-Maria Übelhör** die Leichtigkeit und Zartheit singulärer Wimpernhärchen gegenüber, die puristisch, still und zugleich poetisch nahbar auf einem nüchternen Kantholz aufgereiht darauf warten, ausgewählt und weggepustet zu werden. In unserem Kulturkreis gibt es wenig, das derart synonym zum Wünschen verwendet wird, wie das Wegpusten einer Wimper. Von wem welche Wimper stammt, wissen wir nicht, dürfen aber auch selbst zum Wimpernsponder werden, indem wir eine ausgefallene an die Künstlerin schicken und so nicht nur

Teil ihres Werkes werden, sondern das Wünschen selbst im Besonderen erfahren: denn handelt es sich üblicherweise um die eigene Wimper und den eigenen Wunsch, initiiert Eva-Maria Übelhör einen Seitenwechsel - mehr noch - Verflechtung und Berührung -, indem der Wünschende eine fremde Wimper für seinen Wunsch nutzen darf und dies ebenso einem anderen Menschen zuteilwerden lassen kann. Das in unserer Zeit - zu - übermächtige „ich wünsche mir“ und das idealistische, idealisierte „Freihaben“ eines Wunsches konfluieren auf sensible aber unmittelbare Weise zur wechselseitigen Ermöglichung des Wunschs: füreinander statt für uns selbst. Ein Blick, eine sublimale Intervention in Richtung einer besseren Welt, die eigentlich ganz einfach wäre.

Ariane Faller-Budasz, September 2021